

30 JAHRE ALS MISSIONSBRUDER IN KENIA

Von Aufbauarbeit unter Nomaden in die Slums von Nairobi

KARL SCHAARSCHMIDT SVD

1984 hat das Steyler Generalat die Einladung von Kardinal Odunga, Erzbischof von Nairobi, und Bischof Silas von Meru angenommen, eine neue Mission in Kenia zu übernehmen. Dafür wurden dann geeignete Patres und Brüder gesucht. Der Erste, der zusagte, war P. Antoni Rebello, ein Inder, der aber in Nairobi geboren war, da sein Vater bei einem indischen Unternehmen angestellt war, welches die erste Schmalspur-Eisenbahnstrecke dort baute, vom Hafen in Mombasa nach Kampala in Uganda. Der Zweite war P. Mike Egan aus Irland, und ich war der Dritte.

Ich war damals gerade in Nemi zum Erneuerungskurs und suchte eine neue Aufgabe, möglichst bei einem Missions-Neuanfang. P. Generalsuperior Heinrich Heekeren dachte, damit könnte ich der richtige Mann sein für Ostafrika. Dort war eine Missionsstation aufzubauen im Nordosten von Kenia, in einer Steppenlandschaft unter dem muslimischen Hirtenvolk der Borana. Ich habe zugesagt. Viele meiner Kollegen und Freunde haben damals den Kopf geschüttelt und gesagt: „Wie kannst du so etwas annehmen? Vom Posten als Generalmanager einer gro-

ßen Möbelfabrik in Manila in die Halbwüste in Kenia!“ Aber das war gerade, was ich suchte, da ich schon immer den Wunsch hatte, für Aufbau und Entwicklung zu arbeiten. Ich machte noch eine dreimonatige Einführung in das tropische Bauwesen im Baubüro in Nemi bei unserem Br. Wunibald Renald, einem Ingenieur mit jahrelanger Erfahrung im Bauwesen in Ghana. Und dann, nachdem ich mich ausgestattet hatte mit den notwendigsten Werkzeugen und Geräten, bin ich am 6. Juni 1985 nach Kenia abgereist.

Dort wurde ich von meinen zukünftigen Teamkollegen, die einige Monate vor mir angekommen waren, am Flughafen in Nairobi abgeholt. Sie brachten mich zu einer Pfarrei der Patres vom Hl. Kreuz in Dandora, einem Vorort im Osten von Nairobi. Es war das gleiche Gebiet, in dem auch unsere zukünftige Pfarrei Kayole entstehen sollte, ein Arbeiterviertel, und wegen der vielen Arbeitslosen waren Raub und Totschlag an der Tagesordnung. Das Pfarrhaus war deshalb umgeben von einer hohen Mauer mit Stacheldraht. Ich wurde gewarnt, als Ausländer nach Einbruch der Dunkelheit, was

hier etwa um 16.30 Uhr ist, das Haus nicht mehr zu verlassen.

Nachdem ich alle Einreiseformalitäten und noch einige notwendige Einkäufe in Nairobi erledigt hatte, brachte mich P. Mike mit einem Landrover in den Nordosten des Landes, in die neue Missionsstation „Garba Tula“, die für die nächsten 11 Jahre meine Heimat werden sollte. Auf einer Asphaltstraße ging es 320 km von Nairobi nach Isiolo. Dort übernachteten wir beim Pfarrer, Father Luigi, einem Fidei-Donum-Priester aus Italien, der später Bischof des neu gegründeten Vikariats Isiolo wurde. Einige Jahre später ermordete ihn einer seiner eigenen Priester.

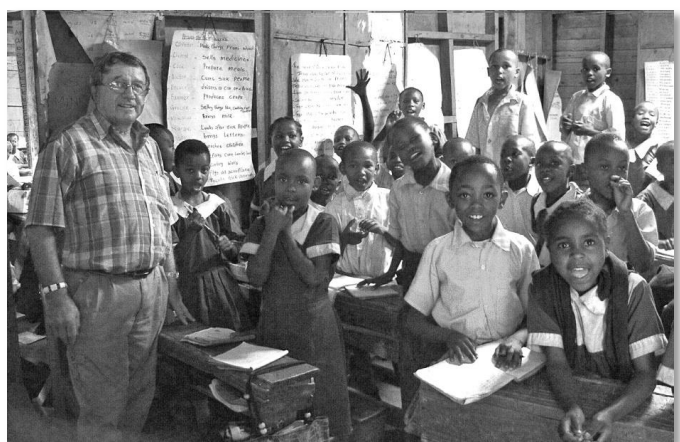
Bauen in Garba Tula

Isiolo war für unsere Missionsstation das nächstgelegene Postamt. Von dort aus gehen nur noch staubige, unbefestigte Straßen in den Norden des Landes und in die Nachbarländer Äthiopien und Somalia. Diese Landesteile werden noch von Straßenräubern unsicher gemacht, was ich später öfters zu spüren bekam. Die restlichen 120 km nach Garba Tula gingen durch Steppe und die Ausläufer eines Wüstengebietes, ab und zu aufgelockert durch wildes Gestrüpp und Dornenbüsche. Die Strecke kann man nur mit einem anständigen Geländewagen befahren und sie hat sich mir gut eingeprägt, da ich sie später alle 14 Tage fahren musste, um Proviant und Baumaterial nach Garba Tula zu transportieren. Es liegen nur zwei kleine Siedlungen auf dem Weg, eine davon ist Kula-mawe. Der Ort ist ein Steinmeer, von dem man sich folgende Geschichte erzählt: Die Men-

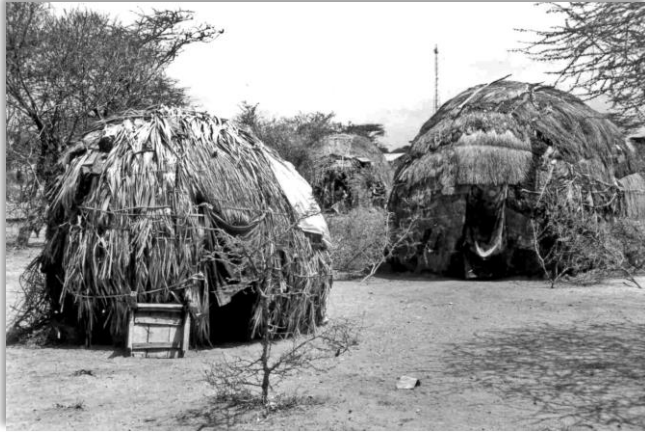
schen dort litten Hunger und beschwerten sich beim englischen Gouverneur, der die Nachricht zurücksandte: „kula mawe“ – esst Steine. Das wurde dann der Name der Siedlung.

In Garba Tula wurden wir mit großem Bahnhof empfangen von P. Toni Rebello, Kindern und Erwachsenen, darunter auch einigen Katholiken, Lehrern und Verwaltungsangestellten, die aus anderen Provinzen stammten. Mit Gesang und Tanz hießen sie uns willkommen.

Garba Tula war damals eine Außenstation der Pfarrei Isiolo, die im Lauf des Jahres ab und zu von dem Priester dort besucht wurde. Die Mission bestand aus einigen alten, heruntergekommenen Gebäuden, einem kleinen Priesterhaus und einem an den Seiten offenen Rundbau mit Wellblechdach, der sonntags als Kirche benutzt wurde. Am Ort gab es eine staatliche High-



Schulen sind ein Schwerpunkt der Bautätigkeit von Steyler Brüdern, denn ohne Bildung werden die Kinder kaum Erwerbschancen haben.



Um den Herden hinterherziehen zu können, bauen die Borana ihre Hütten traditionell so ...

school, die von Schülern aus allen Provinzen Kenias besucht wurde. Einige davon waren Katholiken, für die am Sonntag ein Katechist einen Wortgottesdienst feierte.

Noch am Tag meiner Ankunft musste ich in den Brunnen hinuntersteigen, da die Wasserpumpe streikte und so die Missionsstation und auch die Leute kein Trinkwasser hatten. Hier gab es jede Menge zu reparieren und aufzubauen, um aus Garba Tula eine funktionierende Missionsstation zu machen.

Durch das Ausbleiben des Regens im Jahr davor war die ohnehin arme Bevölkerung noch mehr in Not geraten. Wir mussten daher planen, wie wir wenigstens den Kindern helfen konnten. Bis zu 100 Kinder kamen täglich zur Mission und bekamen bei uns zu essen.

Als Kenia im Krieg mit Somalia stand, hat die Borana-Bevölkerung mit Somalia sympathisiert und war daher bei der Regierung in Ungnade gefallen.

Sie übte dann Rache an den Borana, indem sie ihre Bestände an Kamelen, Rindern, Schafen und Ziegen abschlachtete und den Nordosten zu einem Sperrgebiet erklärte, das sie nicht verlassen durften. Dadurch verarmte der ganze Stamm. Noch bis vor wenigen Jahren wurde der Norden von der Regierung kaum gefördert. Wir versuchten, den ärmsten Familien zu helfen, indem wir sie wieder mit Tieren, zwei Schafen und zwei Ziegen, versorgten, sodass sie wenigstens für ihre Kinder Milch hatten.

Wir kamen zu dem Schluss, dass der Bevölkerung dauerhaft nur durch Schulung und Ausbildung geholfen werden konnte. Ich habe dann angefangen, eine Gewerbeschule aufzubauen, in der Borana-Jungen eine Ausbildung zum Maurer, Schreiner, Mechaniker oder Elektriker machen konnten, mit der sie dann später in anderen Provinzen Arbeit finden könnten. „Earn as you learn“ – „Lernen und dabei Geld verdienen“ war unser Motto. Die Schüler brauchten kein Schulgeld zu bezahlen, bekamen vielmehr ein Taschengeld. Für die Mädchen eröffneten die Schwestern Kurse in Nähen und Stricken, Schnurbatik und Hauswirtschaft. Ein Generator versorgte die Mission mit Strom. Ich entwickelte eine Methode, aus dem reichlich vorhandenen Sand und Sisalfasern Hohlblocksteine und Ziegel herzustellen, mit denen wir zusammen mit den Schülern unserer Gewerbeschule dann einen Kindergarten und eine 8-klassige Grundschule bauten. Die Türen und Schulmöbel wurden alle in der Lehrwerkstatt produziert. Weitere Gebäude folgten: ein Haus für die Franziskanerinnen Missionarinnen Mariens, die unser Team verstärkten,

eine kleine Kapelle für die tägliche Messfeier und das private Gebet, ein Pfarrzentrum mit Büros, Bücherei und einem großen Raum für Treffen aller Art, der abends auch von Schülern benutzt wurde, die hier bei elektrischem Licht aus Solarzellen lernen konnten. Gute Schüler wurden gefördert, sodass sie eine Schul- oder Berufsausbildung außerhalb von Garba Tula absolvieren konnten. Jugendlichen, die sehr gut lernten, wurde der Besuch von College oder Universität ermöglicht. Viele schafften es auf diese Weise zum Buchhalter, Lehrer, Arzt oder zur Krankenschwester usw. Einer wurde sogar Minister.

Die wenigen Steinhäuser, die es in Gaba Tula gab, gehörten auswärtigen Geschäftsleuten, meist Kikuyu. Die Bevölkerung selber lebte in Manyattas, Siedlungen, die meist ein Klan bewohnte. Ihre Behausungen hatten die Form eines Iglus aus einem Lianengerippe, das mit Gras abgedeckt und mit Lehm abgedichtet wurde. Wenn es dann zu Kämpfen mit anderen Klans oder Stämmen kam, wurden diese oft angezündet und die Frauen und Kinder darin Opfer der Flammen. Jede Familie träumte daher von einem Steinhaus, das nicht so leicht brannte, das sie sich aber nicht leisten konnten.

In meiner Jugendzeit in Deutschland hatte ich gesehen, wie Hohlblocksteine für den Häuserbau gemacht wurden und das auch in Garba Tula eingeführt. Es gab dort viele trockene Flussbetten, die sich mit Sand gefüllt hatten, den wir dafür gut verwenden konnten. Nur den Zement mussten wir kaufen. In unserer Lehrwerkstatt stellten wir dann Eisenformen für Hohl-

blocksteine her. Da die Temperaturen in Gaba Tula bis zu 45 Grad steigen können, war Wellblech für die Dächer keine gute Lösung. So versuchten wir uns an der Produktion von Zementziegeln. Wir bauten einen kleinen Vibriertisch, auf dem wir dünne Platten herstellten aus einem Gemisch von Sand, Zement und kurz geschnittenen Sisalfasern. Diese wurden dann auf eine Zementform in Form eines Ziegels gelegt und über Nacht angetrocknet. Am nächsten Morgen wurden die gewellten Ziegel dann aufgestellt, um 7 Tage auszuhärten. Als die Entwicklungsphase mit Erfolg beendet war, fingen wir mit der Massenproduktion an. 25 Borana-Frauen und Männer hatte ich angestellt, die Hohlblocksteine und Ziegel herstellten sowie auch andere Zementprodukte zum Bau von Schulgebäuden und zum Verkauf. Allen Arbeitern stellte ich nach fünf Jahren das Material für ein kleines Haus zur Verfügung, das dann unsere ausgebildeten Handwerker aufbauten.

... dass sie leicht ab- und anderswo wieder aufzubauen sind.



Wir brauchten dringend einen geländegängigen Lastwagen, um Material und Hilfsgüter in größeren Mengen transportieren zu können. Das Glück kam ganz unverhofft. Das SVD-Spätberufenenseminar St. Josef in Deutschland wurde geschlossen und mit den noch vorhandenen Missionsspenden wurde uns ein Unimog mit Anhänger finanziert. Mit dem konnten wir auch während der Regenzeit Güter transportieren. Andere Lastwagen, die während dieser Zeit im schwarzen Lehm steckenblieben, haben wir oft herausgezogen. Sein Motor war schon von Weitem zu hören. „Ah“, sagten dann wohl die muslimischen Fahrer, „gari ya mungu“ (da kommt das Auto Gottes).

Für junge Priester war Garba Tula keine leichte Mission. Wegen der islamischen Bevölkerung gab es so gut wie keine pastoralen Aufgaben wie

Taufen, Hochzeiten, Beichten, Beerdigungen. Br. Andrew Hotchkiss als Sozialarbeiter und ich in Entwicklung und Ausbildung fanden unseren Missionseinsatz dagegen sehr befriedigend. Allerdings war das Leben dort auch für uns oft schwierig wegen der allgemeinen Unsicherheit und der vielen Überfälle.

Auch wir wurden des Öfteren von Straßenräubern überfallen. Eines Tages nahm ich auf dem Weg von Nairobi nach Garba Tula in Isiolo eine Gruppe Leute mit – es warteten immer bis zu 20 Personen auf einen Platz auf dem Unimog, da es auf dieser Strecke keine öffentlichen Verkehrsmittel gab. Wir passierten die letzte Polizeiabsperrung um 18.00 Uhr und hatten dann noch eine Stunde Fahrt. Etwa 10 km vor Garba Tula wurden Warnschüsse abgegeben, ein Zeichen anzuhalten, obwohl niemand zu sehen war. Da ich auf der Sandpiste ein ordentliches Tempo drauf hatte, konnte ich nicht gleich anhalten, hörte aber dann Kugeln in den Unimog einschlagen, was mich zu plötzlichem Bremsen veranlasste. Nach einiger Zeit erst kamen Gewehrläufe hinter den Büschen hervor. Die Banditen wollten sicher sein, dass wir keinen Begleitschutz dabei hatten. In dem Fall wäre eine große Schießerei entstanden und sicher wären dabei einige verletzt worden. Diese Straßenräuber arbeiten in drei Gruppen. Die erste gibt die Warnschüsse ab. Wenn man diese überfährt, versucht die zweite, in die Reifen und den Kühler zu schießen. Wenn man immer noch weiterfährt, schießt die dritte Gruppe auf den Fahrer. Ein Entrinnen ist kaum möglich. Die Banditen winkten die Leute vom Unimog

Br. Karl Schaarschmidt bei der Inspektion einer Brunnenbohrung



herunter und trieben sie in den Busch. Mit der Provinzoberin der Schwestern und einer Lehrerin, die mit mir im Führerhaus gewesen waren, musste ich mich an den Straßenrand setzen. Dann ging das Plündern los. Unsere Reisetaschen wurden aus dem Auto genommen. Ich hatte in meiner leider noch das Geld für die Arbeitslöhne gehabt. Die Leute im Busch hat man gezwungen, ihre Kleider auf einen Haufen zu werfen, den die Banditen dann später durchsuchen wollten. Wer durch den Verkauf von Ziegen oder Schafe Geld eingenommen hat, versteckt es nämlich in der Kleidung. Dann wurde alles, was ihnen gut erschien, aus dem Unimog ausgeräumt und in den Busch transportiert. Dann gaben sie uns das Zeichen zu verschwinden, damit sie nicht noch von einer eventuellen Polizeistreife ertappt wurden. Die Leute kletterten wieder in den Unimog, Männer wie Frauen nur noch die Unterwäsche am Leib. Im Dorf angekommen, meldeten wir den Überfall in der Polizeistation. Dort war man nur froh, dass es keine Schießerei gegeben hatte, konnte aber die Banditen nicht mehr verfolgen, da es schon Nacht wurde.

Diese Räuberbanden kamen aus Somalia herüber. Sie haben sich gebildet, da es dort seit 1984 keine Regierungsgewalt mehr gibt. Trotz der zwei Polizeistationen in Garba Tula gab es auch schon Überfälle auf das Dorf und die Mission. Die Situation wurde besonders für die Schwestern sehr gefährlich. Die Provinzoberin entschied daher, Garba Tula für einige Zeit aufzugeben, bis wieder mehr Ruhe und Sicherheit eingetreten wäre. Wir Steyler Missionare blieben.

Nach 11 Jahren hatte ich alles so weit aufgebaut und Einheimische ausgebildet, die die Gewerbeschule und die Bausteine- und Ziegelproduktion weiterführen konnten.

Einsatz im Massailand

Im Januar 1996 hat die SVD-Provinz Kenia eine Missionsstation im Massailand übernommen. Die Pfarrei Dol Dol liegt 260 km nördlich von Nairobi, westlich des Mount Kenya, der mit seinen 3.825 Metern einer der höchsten Berge Afrikas ist und immer eine Schneekappe trägt. Da die übrige Bevölkerung in dem Gebiet zu den Kikuyu gehört und ich schon einige Jahre Missionserfahrung in Kenia hatte, setzte mich unser Provinzial Brendan O'Reilly zum Hausoberen der neuen Kommunität dort ein, zusammen mit den Patres Stan Plutz aus Polen und Eusebio Manangbao von den Philippinen. Für beide war es der erste Einsatz nach dem sechsmonatigen Kisuaheli-Sprachkurs. Zusammen mit zwei Massai-Katechisten waren sie verantwortlich für die Pastoral, ich für den Aufbau der Station und die Entwicklungshilfe. Wir hatten diese Mission, zu der 18 Außenstationen in einem Umkreis von 80 km gehörten, von italienischen Fidei-Donum-Priestern übernommen. In der landschaftlich schönen, aber unwegsamen Gegend mussten jeden Monat weite Strecken zurückgelegt werden, um die einzelnen Siedlungen zu besuchen. Die nomadische Lebensweise der Massai machte eine kontinuierliche Betreuung oft schwierig.

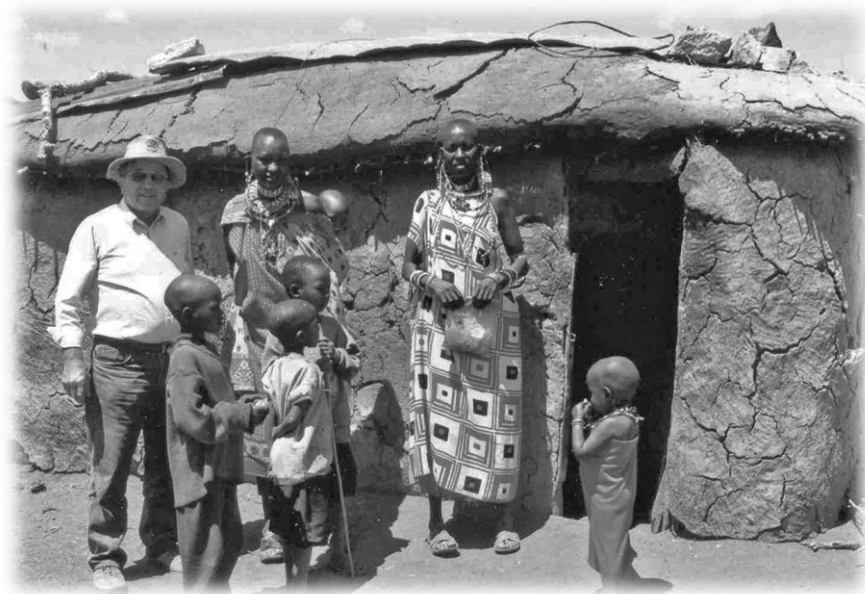
Auf Schulbildung legen die alten Massai keinen großen Wert und sehen sie oft nur als Zeitverschwendung. Alle

Familienmitglieder sind in die tägliche Arbeit eingebunden. Da ein Massai oft 3 oder 4 Frauen hat, die für ihn die Tiere versorgen, haben Familien bis zu 25 Kinder. So müssen auch die Jüngsten zum Lebensunterhalt beitragen durch Hüten der Viehherden. Für die Kinder der Massai ergeben sich daraus große Nachteile, da sie außerhalb des traditionellen Sektors kaum Erwerbschancen haben. Wir Missionare halten für die Entwicklung des ganzen Menschen eine schulische Ausbildung für unbedingt notwendig. Neben der pastoralen Missionsarbeit ist daher unser sozialer Einsatz in der Entwicklungshilfe besonders auf Schulbildung ausgerichtet.

Nachdem ich eine junge Massai als Kindergärtnerin ausbilden ließ, habe ich in der Mission in Dol Dol einen Kindergarten eröffnet. Wir konnten mit

20 Kindern anfangen und als die Massai merkten, dass das eine gute Sache ist, mussten wir noch eine zweite Klasse anhängen. Die Hälfte der Kinder musste für den Eintritt in die Schule im folgenden Jahr vorbereitet werden. Hier in Afrika tragen die Kinder Schuluniformen, damit fällt der Unterschied zwischen Arm und Reich nicht so auf. Von den Massai-Kindern wird viel gefordert. Sie müssen neben ihrer Muttersprache noch Kisuaheli und Englisch lernen, denn ab der zweiten Grundschulklasse ist die Unterrichtssprache Englisch.

Für jedes Kind im Kindergarten mussten wir Schulgeld fordern, um die Lehrerin zu bezahlen, für eine Uniform und eine einfache Schulspeisung. Da das für einige arme Familien nicht möglich war, habe ich angefangen, in den



Ab 1996 war Br. Schaarschmidt für die Aufbauarbeiten in der Pfarrei Dol Dol im Massaigebiet zuständig.

USA und Deutschland ein Patenschaftsprojekt aufzubauen, damit wir auch armen Kindern zu einer Schulbildung verhelfen konnten.

Da die Siedlungen der Massai sehr verstreut liegen, ist es für die Kinder oft auch aus diesem Grund schwierig, eine Schule zu besuchen. Auf den stundenlangen Wegen sind sie häufig zusätzlich gefährdet durch wilde Tiere wie Elefanten, Löwen und Hyänen, die es in dieser Gegend noch in großer Zahl gibt. Wir unterhalten daher, über den ganzen Pfarrbezirk verteilt, drei Schülerwohnheime. Es sind ganz einfache Gebäude, die wir aber mit Dachrinnen ausgestattet haben, um das Regenwasser in einen Tank zu leiten, das dann als Trinkwasser für die Kinder gebraucht wird. Zum Lernen am Abend wurden ursprünglich Petroleumlampen benutzt, was mir aber wegen der Brandgefahr sehr gefährlich erschien. Wohltäter in der Heimat haben mir geholfen, alle Wohnheime mit Solarzellen zu versorgen.

Beim Besuch verschiedener Dorfschulen musste ich feststellen, dass die einfachen Holzbaracken, aus Schalbrettern gefertigt, zum großen Teil von Termiten befallen und sehr baufällig geworden waren. Bei starkem Sturm bestand daher Einsturzgefahr. Ich habe alle Dorfältesten zu einer Versammlung eingeladen, ihnen die Situation geschildert und gefragt, was zu tun wäre. Sie sahen ein, dass neue Klassenzimmer gebaut werden müssten, meinten aber, das würde an den Kosten scheitern. Ich machte ihnen dann den Vorschlag, die Baumethoden zu benutzen, die ich in Garba Tula entwickelt hatte, um die Klassenzimmer aus Stein zu bauen, so-

dass sie nicht mehr von Termiten zerfressen werden konnten. Dabei müsste aber die Bevölkerung mithelfen und alle anfallenden Arbeiten machen wie Ausschachten der Fundamente, Steine sammeln, mit Eselskarren Sand herbeifahren und die Zementsteine gießen. Ich würde dann den Zement beschaffen, das Holz kaufen für die Dachkonstruktion, die Dachziegel herstellen und die Fachkräfte mitbringen für den Aufbau. Nach längerer Diskussion haben alle zugestimmt und freuten sich, dass bald neue Klassenzimmer aus Stein entstehen würden.

Ich war gern bei den Massai und wurde auch oft zu ihren Festen eingeladen, zum Beispiel, wenn die jungen Krieger, die Moran, in eine höhere Altersgruppe aufgenommen wurden. Sie mussten zeigen, dass sie einen großen Bullen nach Art der Massai schlachten konnten. Das Blut des Bullen wurde mit Milch gemischt und davon musste jeder trinken. Es war eine Ehre, wenn einem als Gast dieser Trunk auch angeboten wurde.

Eine neue Pfarrei in „Soweto“

Ich war traurig, als mich der neue Provinzial in die Hauptstadt Nairobi versetzte, allerdings erwarteten mich nicht Prunk und Glanz der Großstadt, sondern ein Slum am Stadtrand namens „Soweto“, nach dem bekannten schwarzen Ghetto in Johannesburg. 70 % der Bevölkerung von Nairobi leben in Slums. Viele Menschen ziehen vom Land in die Stadt, weil sie hoffen, hier Arbeit zu finden. Um weiterer Slumentwicklung entgegenzuwirken, hat die Regierung ein neues Wohngebiet, Kayole, erschlossen und dort jeder



Auch in Soweto/Nairobi gehörte eine Schule zu den ersten Bauprojekten.

Familie kostenlos ein Stückchen Land gegeben, mit der Auflage, innerhalb von 5 Jahren darauf ein kleines Steinhaus zu errichten. Viele haben das aber nicht geschafft. So kamen Spekulanten und haben den Armen das Land für wenig Geld abgekauft und dann dort Wohnsilos errichtet, in denen die Menschen nun Miete zahlen müssen und so ärmer sind als zuvor.

Kardinal Odunga vom Erzbistum Nairobi hatte uns gebeten, dort in Kayole eine Pfarrei aufzubauen. Mittlerweile leben da etwa 65.000 Einwohner, von denen ungefähr 10.000 am Sonntag den Gottesdienst besuchen. Die Pfarrei hatte als Kirche erst eine Holzbaracke, die dann P. Hermann Gas-

ser, der damalige Pfarrer, durch eine große Kirche ersetzte, die bis zu 3.000 Gläubige fasst. Die fünf hl. Messen jeden Sonntag sind immer voll. Das große Einzugsgebiet von Kayole war schon bald so weit gewachsen, dass weitere Pfarreien entstehen mussten, Ruai und Njeru. Nun sollte am anderen Ende von Kayole eine neue Siedlung entstehen, die schon geplant und vermessen war. Arbeiter, die sich während des Baus des Jomo-Kenyatta-Flughafens dort mit ihren Familien angesiedelt hatten, waren vertrieben worden, um Wohnungen für die Sicherheitskräfte Platz zu machen. Geschlossen waren diese in das neue Gebiet geflüchtet. Da dies als illegale Landbesetzung galt, hat die Regierung alle Entwicklungsvorhaben dort eingestellt. So wurde das Ganze doch wieder zu einem Slumviertel, ohne befestigte Straßen, ohne Kanalisation, ohne Licht und Wasser.

Da dieses Gebiet zur Pfarrei Kayole gehörte, hat sich Pfarrer Hermann Gasser gleich um ein Stück Land bemüht. Es wurden 2 ½ Hektar zur Verfügung gestellt, für Schule, Sport und Pastoral, mit der Auflage, das Gelände sofort mit einer Mauer abzugrenzen, um zu verhindern, dass dort weitere Hütten hingebaut würden. Eine kleine Mehrzweckhalle wurde errichtet. Als ich nach Soweto kam, war meine erste Aufgabe, die unvollendete Begrenzungsmauer fertigzustellen und ein Eingangstor anzubringen, um streunende Ziegen aus dem Gelände herauszuhalten. Sonst war es nicht möglich, Bäume und Sträucher anzupflanzen, da diese Tiere jedes grüne Hälmschen abgrasen, weil sie sonst nur von Abfall, Pappdeckeln und Papier lebten.

Viele Kinder in Soweto gingen nicht zur Schule. Die Armut der Familien trieb sie auf die Straßen der Stadt, um sich dort von Betteln und Resten aus Mülltonnen zu ernähren. Auch hat sich in dem Slum das HI-Virus sehr schnell verbreitet, sodass etwa 10 % der Bewohner infiziert waren. Viele Erwachsene sind daran gestorben und hinterließen Aidswaisen, um die sich kaum jemand kümmerte. Mit Hilfe aus der Heimat konnten wir mit dem Bau der ersten 4 Klassenzimmer anfangen. Nach 5 Jahren hatten wir eine Schule mit 16 Klassenzimmern, Büros und sogar einer Bücherei. In derselben Zeit wurde auch ein Sportplatz angelegt, alles in Handarbeit, um es so den Männern zu ermöglichen, ihre Familien zu versorgen. Auch bauten wir einen großen Wassertank, um darin aufgefangenes Regenwasser zu speichern. Das Wasser dort reichte aber nicht. Mein Mitbruder Leo Haab in St. Wendel hat mir ein kleines Brunnenbohrgerät gebaut, das in einem Container nach Kenia verschifft wurde. Mit diesem Gerät haben wir dann zwei Brunnen gebohrt und in 25 Meter Tiefe gutes Trinkwasser gefunden, einen für die Schule und einen beim Pfarrzentrum. Neben Solarzellen war noch ein Dieselgenerator nötig, um die Wasserpumpen und andere Geräte in Schule und Pfarrzentrum mit Strom zu versorgen.

Die Soweto-Mission wurde zu einer selbstständigen Pfarrei erhoben, aber noch immer wurde die kleine Mehrzweckhalle für die Feier der hl. Messen gebraucht, obwohl sie schon lange zu klein war. 2011 habe ich dann angefangen mit Plänen für eine Kirche. Für Afrikaner ist die Kirche ein wichti-

ger Bestandteil des Lebens, sie ist Heimat. Mit der Hilfe von Wohltätern ist es uns gelungen, den Rohbau fertigzustellen. Die Kirchengemeinde selbst ist nun dabei, den Innenausbau zu machen. Es wird so zwar länger dauern, aber es gibt ihnen das Gefühl, das es wirklich *ihre* Kirche ist.

Daneben wurde es Zeit, an ein Zentrum der Steyler Kenia-Provinz zu denken. All die Pfarreien, die wir aufbauen, werden einmal an die Diözesen zurückgegeben. Es ist für uns daher wichtig, ein Zentrum zu haben, von dem aus wir in die Pfarreien hineinwirken können in speziellen Apostolaten wie Jugendseelsorge, Bibelarbeit usw. Mit Zustimmung der Provinzleitung konnte ich günstig ein 4,2 Hektar großes Gelände kaufen. Dort habe ich zunächst eine Highschool gebaut mit Schülerwohnheim, Aula und Lehrerwohnungen. Geplant sind dort auch das Provinzialat, ein Gästehaus und ein Seniorenheim, eventuell später dazu noch andere Institute. Die Highschool soll einmal in der Lage sein, durch die Schulgelder dieses SVD-Zentrum zu unterstützen. Da 2011 P. Teodor Grzycka als erster Missionar unserer Provinz plötzlich verstorben ist, haben wir auf diesem Gelände auch einen eigenen SVD-Friedhof angelegt in Form eines kleinen Parks mit einer Kapelle, die seitliche Nischen hat, in der die Toten beigesetzt werden.

In den fast 30 Jahren, die ich nun schon in Kenia bin, haben wir Steyler Missionare insgesamt neun Pfarreien aufgebaut – bei dreien davon, jede mit ihren ganz besonderen Eigenheiten, habe ich meinen Beitrag leisten können. Das ist sehr befriedigend.